

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 22

Artikel: Der Regenbogen
Autor: Fricker, Alice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nen Hotel erfahren durfte. Als die Kunde vom Tode seiner Frau von Tisch zu Tisch gegangen war, gab es niemanden im Haus, der ihm nicht mit bebenden Lippen die Hand schüttelte, niemanden, der ihm nicht ein tröstendes Wort zu sagen versuchte. Auf seinem Platz stand am Abend ein Nelkenstrauss, ein letzter Gruss von der thurgauischen Grossmutter und ihren Enkeln am Nebentisch an die Verstorbene, die sie eigentlich gar nicht gekannt hatten, und wie selbstverständlich nahmen die Zürcher nach dem Abendessen den einsamen Mann in ihren Kreis, damit er nicht allein sei. Aber das Schönste geschah am nächsten Morgen, als ein bisher völlig unbekannter Solothurner aus einem andern Hotel bei dem schwer geprüften Mann auftauchte, ihm erzählte, er hätte von seinem schweren Leid gehört, und ihm von sich aus anbot, das Geld für den Spitalaufenthalt und die Operation seiner Frau vorzuschüssen; mit dem Zurückzahlen habe es keine Eile.

Der junge Mann nahm das Anerbieten dankbar an, und wir sind überzeugt, dass er sich Mühe geben wird, das Geliehene in kurzer Zeit zurückzuzahlen. «Ach, dort hat es zu viele Schweizer», hatten ihm vor der Ferienreise seine Kollegen gesagt und nicht verstehen wollen, warum er sich nicht einen anderen Ort auswählte.

Aber heute verstehen sie es vielleicht. Andernfalls kann ihnen Herr Weiser aus eigener Erfahrung sagen, wie wohl es tut, «zu viele Schweizer» in der Nähe zu haben und sich in schweren Stunden mit irgend jemandem verbunden zu fühlen. Und das sind und bleiben halt doch in erster Linie die eigenen Landsleute.

Alice Fricker

DER REGENBOGEN

Verena Klee hatte ein sensibles und gütiges Herz und ein grosses Verantwortungsbewusstsein. Als sie fünf Jahre alt war, ein wenig hübsches Kind mit hellbraunem, unkleidsam frisiertem Haar und einer Klammer über den Zähnen, wurden die Zwillinge, Freda und Yvonne geboren, deren er-

gebene Sklavin Verena vom ersten Augenblick an war. Später, nachdem Verena aus der Schule kam, wurde es als gegeben hingenommen, ihr den Haushalt zu überlassen. Frau Klee war zart und verwöhnt, sie wurde unfehlbar krank, wenn zu viel Arbeit auf ihr lastete. Vater Klee war nicht ganz wohl bei dieser Anordnung, denn er wusste, dass ein Mädchen, so wenig anziehend wie Verena, einen Beruf erlernen sollte, um später selbständig zu sein. Da sie aber besser kochte und billiger zu haushalten verstand als seine Frau, brachte er das sich regende Gewissen zum Schweigen.

Als die Zwillinge heranwuchsen, hatten sie, zum Unterschied von Verena, zahlreiche Bewunderer, wurden zum Tanzen und Picknicken eingeladen und fanden keine Zeit, Verena im Haushalt zu helfen. Mit leisem Seufzen vertröstete sich die ältere Schwester auf die Zukunft. Es war so niederdrückend, stets zu Hause zu sitzen und flicken zu müssen, wenn die andern ihren Vergnügungen nachgingen. Verena sehnte sich darnach, ein klein wenig geliebt zu werden und nicht von allem ausgeschlossen, einsam und zurückgesetzt zu bleiben.

Eines Tages begegnete sie Ferdinand — ja, sie lief geradewegs in ihn hinein. Er kam daher, als Verena mit einem grossen Papiersack voll Orangen eilig aus dem Obstladen trat, auf dem Trottoir ausglitt und in Ferdinands hilfreich ausgebreitete Arme fiel. Als sie aufblickte, um sich zu entschuldigen, entdeckte sie, dass Ferdinand der bestaussehende junge Mann war, den sie je gesehen hatte.

«Bitte, bemühen Sie sich nicht», wehrte sie verlegen, als Ferdinand sich bückte, um die herumliegenden Orangen aufzulesen, von denen noch einige im Rollen begriffen waren. Verena schoss hierhin und dorthin und stopfte die Früchte in ihre Manteltaschen, weil der Papiersack geplatzt war. «Vielen Dank für Ihre Mühe», sagte sie, den Rest der Orangen in Händen und blickte mit ihrem warmen Lächeln zu Ferdinand empor.

«Ich werde Sie nach Hause begleiten und Ihnen tragen helfen», entschloss sich der junge Mann.

«Es ist wirklich nicht notwendig.» Verena errötete vor Verlegenheit. «Ich meine», fügte sie ungeschickt hinzu, «es ist ein ziemlich weiter Weg, und ich möchte Ihnen nicht noch mehr Mühe machen.» Aber Ferdinand liess sich von seinem Vorhaben nicht abbringen.

Dem Mädchen schien die Sonne plötzlich heller und wärmer geworden, die ganze Strasse trug ein verändertes Aussehen. Verena wünschte sehnlich, ihr Mantel wäre weniger alt und schäbig, und sie

vorteilhafter gekleidet. Sie vernahm, dass Ferdinand Hotz seit sechs Monaten in ihrer Stadt lebe und in einem Architekturbüro arbeite, dass seine Mutter verwitwet, und sein älterer Bruder vor einigen Jahren gestorben sei. Verena ihrerseits erzählte von den Zwillingen, ihre mannigfachen Vorzüge ins richtige Licht rückend.

«Sie lieben die beiden wohl sehr?» warf Ferdinand ein, als Verena innehielt, um Atem zu schöpfen.

«O ja! Ich sorgte von jeher für sie», erklärte Verena. «Meine Mutter ist nicht sehr kräftig.»

«Möchten Sie nicht lieber eine Anstellung ausserhalb des Hauses haben?» fragte Ferdinand. Verena blickte erstaunt zu ihm hin und wandte ein, dass sie dazu nichts gelernt habe. Immerhin müsste es schön sein, überlegte sie sich, Geld zu verdienen, um sich damit Kleider kaufen zu können, hübsche Kleider. Vielleicht würde es eines Tages dazu kommen, wenn die Zwillinge erwachsen wären ...

Als sie vor dem Hause anlangten, schlug Verena ihrem Begleiter vor, zum Mittagessen hereinzukommen. Er lehnte ab, forderte sie aber auf, eines Abends mit ihm einen Film anzusehen. Es war das erstemal, dass ein Mann ihr so viel Aufmerksamkeit zeigte, aber annehmen konnte sie die Einladung nicht, weil sie nichts anzuziehen hatte. Ferdinand sollte sich ihrer nicht zu schämen brauchen.

«Kommen Sie zum Tee zu meiner Mutter», bat Ferdinand schliesslich, «ich weiss, sie würde sich freuen.» Er versprach, Verena Samstag nachmittags abzuholen. Erst als sie in der Küche stand, kam ihr in den Sinn, dass Ferdinand in seinen Taschen einen Teil der Orangen mitgenommen hatte. Am Abend brachte er die Früchte zurück. Die Zwillinge und Frau Klee fanden ihn ausserordentlich nett; dass alle drei Ferdinand ebenfalls gefielen, war nicht zu übersehen.

Nachdem er wieder gegangen war, trug Verena das gebrauchte Geschirr in die Küche; nach einer Weile folgte ihr Frau Klee. «Reizender junger Mann», sagte sie, während sie die Biskuits in die Dose zurücklegte, «ich wundere mich über seine Absichten ...»

«Absichten? Wieso?» fragte Verena verwirrt.

«Nun ...» Frau Klee zögerte, «wenn du so hübsch wie deine Schwestern wärest, würde ich denken, er komme wegen dir, so aber ...»

Verena fühlte einen schmerzlichen Stich im Herzen und schwieg. Nach einer Weile fragte sie leise:

«Was soll ich Samstags anziehen, wenn ich zum Tee zu Ferdinands Mutter gehe?»

«Das Kleid, das du für Yvones Examen nähst, sieht noch ganz ordentlich aus», sagte Frau Klee und gähnte.

«Aber es passt doch nicht zu mir!» Verenas Stimme klang beinahe flehend. «Richte es für dich her», riet die Mutter achselzuckend, um in ihrem eigenen Gedankengange fortzufahren: «Vielleicht braucht er Vaters Ratschläge für seine Steuererklärung? Oder er begegnete irgendwo den Zwillingen und hielt sie für älter als sie sind. Er scheint von Yvonne sehr begeistert zu sein ...» Freitagabend flocht Verena Lockenwickel in ihr Haar, als aber der Samstag feucht und regnerisch heraufgezogen war, wurde das Haar lange vor dem Nachmittag glatt und strähnig wie nur je. Entmutigt griff sie zur Schere und schnitt weg, was ihr überflüssig schien; es sah nun aus, als wären Mäuse am Werk gewesen.

Als die Türglocke erklang und Verena hinunterhastete, fand sie unter der Haustür Yvonne lachend zu Ferdinand emporblicken. «Er will mich nicht mitnehmen», klagte sie herausfordernd. «Dabei gehe ich doch so gerne zum Tee aus; allein zu Hause langweile ich mich.»

«Kochen Sie Ihrem Vater etwas Gutes zum Abendessen», riet Ferdinand ungerührt der verblüfften Yvonne und führte Verena zu seinem kleinen Wagen vor der Gartentür.

«Sie verwöhnen Ihre Familie», sagte er, als er sich neben Verena gesetzt hatte, «und das ist falsch. Ihnen mag es ein Gefühl von Wichtigkeit geben, den andern gegenüber aber ist es ungerecht.»

«Wer hat Ihnen übrigens das Haar geschnitten?» wechselte er das Thema. «Es sieht schauderhaft aus.»

Der Regen hatte nachgelassen und die Sonne sich zwischen den Wolken hervorgeschoben. «Mit einem eigenen Verdienst könnten Sie sich einen guten Coiffeur leisten», bemerkte Ferdinand.

«Wie soll ich dazu kommen? Und wer besorgt den Haushalt? Wer kocht?»

«Ihre Mutter!» Ferdinands Stimme klang kurz angebunden. «Und Ihre Schwestern! Sobald sie sich an die Hausarbeit gewöhnt haben, werden sie es mit Leichtigkeit bewältigen.» Er zögerte. «Seine Familie auf diese Weise zu verwöhnen, ist sogar eine Art Egoismus», erklärte er schliesslich. «Sie wollen sich unentbehrlich wissen.» Er lenkte den Wagen auf einen Seitenweg und hielt an.

«Erlauben Sie mir doch, eine Stelle für Sie ausfindig zu machen», drängte er.

«Weshalb wollen Sie das für mich tun?»

«Damit Sie zum Coiffeur gehen können, wenn es notwendig ist», scherzte Ferdinand. «Jemand muss sich doch um Sie kümmern», fuhr er, wieder ernst geworden mit erregter Stimme fort. «Ich möchte Ihnen all die Dinge schenken, die Sie bis jetzt missen mussten; dazu Selbstvertrauen und Frohsinn und ...» Er stockte und blickte zum Himmel hinauf, wo sich über ihnen ein in allen Farben schimmernder Regenbogen wölbte. «Wie schön!» staunte Verena. Ferdinand blickte in ihre andächtigen Augen. «Verstehen Sie immer noch nicht, was ich zu sagen versuche?» Ungläubig blickte Verena zu ihm hin; aber der Ausdruck seiner Augen war unmissverständlich. Es hingen Tränen an ihren Wimpern, als Ferdinand behutsam die Arme um sie legte und sie küsste.

Hermann Linden

D I E G L Ü C K S .

M I N U T E

Ein Engagement bei den Albert-Werken war für den jungen Chemiker Dr. Guntram das grosse Lebensziel. Nach zwei vergeblichen Bewerbungen war Guntram doch zu der Ueberzeugung gekommen, dass es notwendig war, sich nach einer «Empfehlung» umzusehen. Schliesslich hatte er, nach mehreren Monaten intensiver Bemühungen, ein Schreiben in der Hand, das, dunkelblau im Papier, nicht bloss an die «Albert-Werke» gerichtet war, sondern das die erstaunliche Anrede «Mein lieber Rudolf Albert» aufwies.

«Herrn Albert wollen Sie sprechen, Herrn Rudolf Albert, ohne angemeldet zu sein?» fragte erstaunt der Portier Lukas. Guntram, auf jegliche Hindernisse gefasst, dennoch voller Entschlossenheit, nicht zu verzagen, legte als stumme Antwort

die «Empfehlung» auf das Schalterbrett der Portierloge. Lukas las. Die Anrede des Schreibens war gewiss eine magische Formel.

«Nun, es kann sein, dass Sie Glück haben und mit Herrn Dr. Bernhardt sprechen können!» sagte Lukas.

«Mit Herrn Dr. Bernhardt?» fragte Guntram verwundert.

«Natürlich, mein Herr!» belehrte der Portier. «Herr Dr. Bernhardt ist der Chef des Sekretariats. Er vermittelt alle Unterredungen mit Direktionsmitgliedern.

Lukas läutete an. In zwanzig Minuten, grünes Zimmer — war die Antwort. Lukas hing den Hörer ein. Dieser Bewegung unterlief eine kleine Ungeschicklichkeit, so dass Lukas mit dem Ellenbogen gegen das versehentlich nicht geschlossene Tintenfass stiess, wodurch dieses umfiel und ein kleiner, schmaler, schrecklicher schwarzer Tintenbach über den auf dem Brett ausgebreiteten dunkelblauen Empfehlungsbrief kroch.

«Nur nicht aufregen, junger Mann!» beschwichtigte Lukas, den entsetzten Blick des Besuchers gewährend, «Sie haben ja noch Zeit. Inzwischen hole ich Tintentod und Sie werden sehen, dass in wenigen Minuten das Papier wieder völlig rein ist!»

Guntram kam nicht zu einer Entgegnung auf diesen anfechtbaren Optimismus, denn plötzlich stand ein Herr neben ihm, der lautlos und unbemerkt die teppichbelegte Haupttreppe heruntergekommen war. Dieser leicht korpulente, in einen grauen Anzug von schlichter Eleganz gekleidete Herr war Dr. h. c. Rudolf Albert, Seniorchef der Firma, der Mann, den Guntram seit langer Zeit persönlich zu erreichen versucht hatte.

«Was wünschen Sie, mein Herr?» wandte sich Albert freundlich zu Guntram.

«Ich bitte um eine Unterredung, Herr Doktor!» sagte der junge Chemiker geistesgegenwärtig die Situation erfassend.

«So, Sie wollen zu mir, junger Mann. Da haben Sie es ja gut getroffen. Ich habe gerade einige Minuten Pause gemacht. Kommen Sie also mit herauf!» sagte mit einem charmanten Lächeln der Herr des Hauses.

Das Büro Alberts war gross, strahlend hell, indes mit äusserster Einfachheit eingerichtet. Wieder fragte Albert: «Also, was wünschen Sie, mein Herr?»

«Dr. Guntram», stellte sich der Bewerber vor und fügte hinzu: «ich möchte in den Albert-Werken arbeiten, Herr Doktor. Ich bin Chemiker und